

MARGINALE MORPHOLOGIE

Das Problem mit den Rändern – Ein Randproblem?*

von Elke Donalies

In einem meiner Lieblingsbücher, in Bill Brysons „Eine kurze Geschichte von fast allem“, ist ein Kapitel überschrieben mit „Die Reichlichkeit des Seins“. Bei Bryson geht es um die Welt, den Urknall, um das Weltall, die Weltmeere, das Weltleben, die Entstehung der Arten. Im Kapitel „Die Reichlichkeit des Seins“ geht es um die Artenvielfalt, genauer um die Erfassung der Artenvielfalt. Bei Bryson geht es nämlich vor allem um das, was wir wissen, was wir wissen können, es geht um Diskussionen zwischen Wissenschaftlern, um Grenzen, Beschränkungen und Beschränktheiten – letztere natürlich immer nur bei den anderen ...

Im Kapitel „Die Reichlichkeit des Seins“ also sagt Bryson (2004, S. 465): „Die Zahl der Dinge, die noch zu entdecken, zu untersuchen und aufzuzeichnen bleiben, ist um ein Vielfaches größer als die Kapazität der Wissenschaftler, die für solche Tätigkeiten zur Verfügung stehen. Ein gutes Beispiel sind die widerstandsfähigen Bdelloidea, mikroskopisch kleine Tiere aus der Gruppe der Rotifera oder Rädertierchen, die unter fast allen Bedingungen überleben können. Sind die Lebensumstände ungünstig, rollen sie sich zu einer kompakten Form zusammen, schalten ihren Stoffwechsel ab und warten auf bessere Zeiten. In diesem Zustand kann man sie in kochendes Wasser fallen lassen oder fast bis zum absoluten Nullpunkt einfrieren; sobald die Tortur vorüber ist und sie sich wieder in einer angenehmeren Umgebung befinden, rollen sie sich auseinander und leben weiter, als wäre nichts geschehen. Bisher wurden 500 Tiere aus dieser Gruppe identifiziert (andere Quellen sprechen allerdings nur von 360), aber niemand hat auch nur entfernt eine Ahnung, wie viele von ihnen es insgesamt gibt. Jahrelang verdankten wir unsere Kenntnisse über sie fast ausschließlich der Arbeit des Londoner Büroangestellten David Bryce, der sich in seiner Freizeit mit ihnen beschäftigte. Man findet die Bdelloidea überall – und doch könnte man alle Experten für diese Tiergruppe zum Abendessen einladen, ohne dass man sich Teller vom Nachbarn leihen müsste.“

Das klingt für mich sehr nach wesentlichen Aspekten von Marginalität: Die Randständigkeit, das Sekundäre, das Unwesentliche, das nicht zum Zentrum Gehörende, das Ausgegrenzte, das nicht weiter Beachtete, das Ab-

seits, das verschoben Abseitige, das Außenseitertum im abenteuerlichsten, im romantischsten Sinne (es gibt einen Film mit Jean-Paul Belmondo: „Der Außenseiter“ / „Le Marginal“), die Peripherie, das nicht fest einem Bereich Zuordenbare, das Freie, frz. *la marge* ‚der Spielraum‘, lat. *margo* ‚die Grenze‘, die Marge, die man ziehen und überschreiten kann, die schützende, die sichernde Grenze, aber auch die zu schützende, die zu sichernde, das heißt die ausschließende, die abweisende Grenze, je nach Standpunkt vielleicht auch: das Exklusive, das Herausgehobene, das Spezielle, das zu Unrecht Verkannte.

Und dann wird auch noch das deutlich: Den Bdelloidea ist es natürlich egal, ob sie marginal sind bzw. zu Marginalien erklärt werden. Die Margen ziehen wir. Wir sagen, wo die Grenze, der Rand und wo das Zentrum, die goldene Mitte ist. Es ist unser Interesse, unsere Denke. Woran aber orientieren wir uns beim Ziehen von Grenzen? Erstens natürlich an der Norm, dem Durchschnitt, der Menge, dem Meisten. Und zweitens an der Norm im Sinne des Normierten, des Üblichen, an der Regel. Woraus sich ein erstes und ein zweites Problem ergibt.

Bevor es problematisch wird, will ich aber noch kurz die Mitte in Erinnerung rufen. Was befindet sich denn in der Mitte der Wortbildung? Oder soll ich sagen: im Kern? Was ist der Kern? Wie bei einer Aprikose? Und was ist dann das Fruchtfleisch? Sage ich besser unbildhaft: Das Übliche. Das, woran wir zuerst denken, wenn es um Wortbildung geht, das Typische, das Prototypische. Das sind: die Komposition, die explizite Derivation und die Konversion.

Komposition und explizite Derivation sind kombinierende Verfahren. Bei der Komposition werden vor allem Wörter miteinander kombiniert. Ein typisches Kompositum ist *Apfeltorte*; es besteht aus einem Grundwort (*Torte*) und einem Bestimmungswort (*Apfel*). Das Grundwort sagt, worum es geht: Eine Apfeltorte ist eine Torte. Das Bestimmungswort bestimmt das Grundwort semantisch näher: Eine Apfeltorte ist eine Torte und zwar eine mit Apfel. Ein typisches Kompositum ist auch *zitronengelb*. Es ist genauso aufgebaut und funktioniert genauso wie *Apfeltorte*: Zitronengelb

ist gelb und zwar so gelb wie eine Zitrone. Bei der expliziten Derivation dagegen werden vor allem Wörter mit Wortbildungsaffixen kombiniert. Ein typisches explizites Derivat ist *Zartheit*. Es ist kombiniert aus einer Basis (*zart*) und einem wortartverändernden Affix (*-heit*). Bei der Konversion schließlich wird nicht kombiniert, sondern lediglich die Wortart gewechselt. Ein typisches Konvertat ist *das Laufen*. Hier wird aus einer Infinitivbasis (*laufen*) ein Substantiv mit substantivspezifischen Eigenschaften, zum Beispiel einer spezifischen Flexion: *des Laufens müde*.

So, in groben Zügen, sieht es also üblicherweise im Zentrum der Wortbildung aus. Nun zum ersten und zum zweiten Problem der Norm.

Erstens: Haben wir denn alles schon so genau ausgezählt? Sind zum Beispiel die üblichen Adjektivkomposita des Typs *zitronengelb* häufiger, sind sie irgendwie präsenter als, zum Beispiel, die immer wieder als marginal eingestuften Phrasenkomposita? Ich habe in unseren IDS-Korpora der geschriebenen Sprache eine ganze Menge Phrasenkomposita gefunden schon allein mit *Technik* als Grundwort: „bei der Anwendung der Links-ist-da-wo-der-Daumen-rechts-ist-Technik“ (taz 2000); „Killing Mother‘ mit seinen grob gestrickten Charakteren, den dünnen Dialogen und der Alle-fünf-Minuten-was-zum-Lachen-Technik“ (Berliner Zeitung 1998); „Nun, vom Belcanto kann der 66jährige Shelton auch heute nicht lassen. Mit etwas eigentümlicher Am-Mikrophon-Vorbeising-Technik brillierte er mit seinen idiosynkratischen Adaptionen von Standards wie ‚Time After Time‘ oder ‚Everything Happens To Me‘“ (Die Presse 2000). Manche Wörter bieten sich ja von ihrer Semantik her an, nicht nur das technische *Technik*, sondern auch so was Zartes wie *Gefühl*: „In dieser trügerischen Ruhe kommt das meiste abhanden, z. B. das Wissen, daß Hans Fallada an diesem Gestade einige Jugendzeiten verbrachte und Armin T. Wegner die zwanziger Jahre und daß sich jetzt beim Abschied das Rheinsberger An-Tucholsky-denken-Gefühl einstellen müßte“ (Frankfurter Rundschau 1998).

Zuerst war meine Überzeugung, dass Phrasenkomposita vor allem oder sogar ausschließlich in Zeitungstexten häufiger sind als Adjektivkomposita. Aber wie heißt es in meinem Lieblingszitat von Kathrin Steyer (2003, S. 36) so richtig: „Der Linguist muss des Weiteren seiner Sprachintuition misstrauen“. Und prompt habe ich in dem turbulenten Roman, den ich gerade ausgelesen habe, mehr Phrasenkomposita als Adjektivkomposita gefunden, unter vielen anderen: „Vielleicht erklärt das auch, warum ich so gerne reise, denn wenn man an einem Kai entlangspaziert oder über eine Piazza oder durch eine Allee geht, hat man

so ein Gefühl von Offenheit, so ein Nichts-ist-unmöglich-Gefühl“ (Lee 2006, S. 157).

So marginal sind Phrasenkomposita also offenbar gar nicht. Jedenfalls nicht im Sinne von abnormal, selten oder unüblich. Lawrenz (1996) und Meibauer (2003) tun also recht daran, sie in die Mitte zu rücken. Regelmäßig sind Phrasenkomposita sowieso. Sie funktionieren ja nach dem Apfeltortenprinzip: Eine *Am-Mikrophon-Vorbeising-Technik* ist eine Technik und zwar eine, bei der am Mikrophon vorbeigesungen wird. Wenn man erst mal den Blick dafür schärft: Phrasenkomposita haben zumindest eine gefühlte Häufigkeit. Aber inwiefern genau ist überhaupt irgendetwas häufig oder – am andern Ende der Skala – selten und daher marginal? Wenn wir es denn mal auszählen: Fängt es bei unter einem Prozent an? Bei weniger? Mehr? Und dann auch: Bei wieviel Prozent wovon? Auf welcher Basis zählen wir, in welchen Texten, welchen Textsorten, in welchen Größen, welchen Umfängen? Statistik ist schön, aber bekanntlich auch rutschig.

Zweitens: Wer, wenn also nicht die vermeintlich neutrale Auszählstatistik, sagt uns, was viel oder wenig, was üblich oder unüblich oder ein bisschen üblich, was Norm, was Standard ist? Schon Plank (1981, S. 4 f.) hat in seinem Klassiker über die Regularitäten und Irregularitäten darauf hingewiesen, dass „die Regel von demjenigen, der sich mutmaßlich regelgeleitet verhält, selbst (häufig) nicht verlässlich angegeben werden kann“, dass also „den introspektiv gewonnenen Angaben des Handelnden über die befolgte Regel vom Regel-Analytiker keine entscheidende Rolle zugebilligt“ werde, da „bestimmte Sprachstrukturprinzipien letztlich auf nicht bewußtseinszugängliche [...] Strukturen zurückführbar sind.“ Sie seien eben keine neuro-physiologischen Strukturen.

Woran aber machen wir fest, welche Regel die richtige ist? Der Sprecherschreiber weiß es nicht – weiß es der regelreflektierende Linguist? „Für jede einigermaßen komplexe Instanz sprachlicher Regularitäten“, so Plank (ebd.) weiter, „lassen sich alternative, gleichermaßen deskriptiv adäquate Regel-Beschreibungen finden. Damit muß aber auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß relativ zu den alternativen Regel-Formulierungen variiert, was als ‚Ausnahme‘ zu gelten hat – und das ist möglicherweise nicht nur ein Problem für den Regel-Analytiker, sondern auch für den Regel-Benutzer, insbesondere für den -Lerner.“

Ich meine das gar nicht besonders defätistisch, pessimistisch oder anarchistisch. Ich meine nur, dass ich mir ganz bewusst sein will, was das ist: marginale Morphologie – womit beschäftigen wir uns da über-

haupt? Warum beschäftigen wir uns damit? Für wen? Und wie beschäftigen wir uns damit?

Mir als Wortbildungsüberblickssprecherschreiber sind naturgemäß Ränder nicht so lieb. (Nur wer die Ränder kennt, weiß, was ich leide). Am liebsten würde ich alles zurückdefinieren in die goldene Mitte. Aber werde ich damit den Tatsachen gerecht? (Was immer Tatsachen überhaupt sind.) Ist das nicht irgendwie gewaltsam gleichmacherisch? Verdecke ich damit nicht Unterschiede, die hochspannend sind und eigentlich entdeckt werden sollten?

Was Regel ist, bestimmen wir. Oder wie Heringer (1980) mal getitelt hat: „Normen? Ja – aber meine“. Wer von uns bestimmt also die Regeln, die ja überhaupt erst zur Identifizierung von Ausnahmen führen? Und mit welchen Gründen? Ein guter Grund, sagt Wittgenstein, ist einer, der so aussieht. Wie gut sehen zum Beispiel meine Gründe aus?

Ich nehme als erstes Beispiel drei Phänomene, die traditionell als Randstände gehandelt werden: die Zusammenbildung, die Zusammenrückung und die Klammerform. Ich habe mich eine ganze Weile damit beschäftigt und kann deshalb sagen, dass man diese drei Verfahren in die zentralen, die prototypischen Verfahren zurückargumentieren kann: in die Komposition, die explizite Derivation, die Konversion. Ich nenne meine Gründe:

1. Bei der Zusammenbildung werden unter anderem Wörter wie *Appetithemmer* und *Frauenkenner* gebildet. Zusammenbildung soll keine übliche Komposition sein, weil zum Beispiel *Appetithemmer* und *Frauenkenner* nicht aus selbstständigen Wörtern bestehen sollen. Dieses Argument, das *Appetithemmer* und *Frauenkenner* aus der Mitte der Komposition heraus und in die marginale Zusammenbildung hinein definieren soll, hat Martin Neef ausführlich auseinandergenommen.¹ Es spricht nämlich nichts dagegen, *Appetithemmer* als „Hemmer des Appetits“ zu analysieren, also als ein ganz normales mittiges Kompositum aus dem Grundwort *Hemmer* und dem Bestimmungswort *Appetit*. Ein Hemmer und zwar einer des Appetits. Und *Frauenkenner* als „Kenner der Frauen“. Sowohl *Hemmer* als auch *Kenner* lassen sich im Übrigen durchaus separat in unseren IDS-Korpora der geschriebenen Sprache belegen: „Obendrein können Patienten die neuen Hemmer auch bei Erkältungen einnehmen“ (Zeit 1998), „Das Etonogestrel agiert als Hemmer, es gibt der einschlägigen Hirnregion den Befehl, die Produktion von Samen einzustellen“ (Berliner Morgenpost 1999), „Kenner nehmen ein Glas Rot-

und ein Glas Weißwein“ (Zeit 2003). Liegt also vieles, was einer denkt, nicht auch am betriebenen Recherchieraufwand? Inzwischen haben wir ja große Korpora. Unsere IDS-Korpora zum Beispiel. Auch Google. Ich verschweige nicht: Damit haben wir ein anderes Problem am Hals: Inzwischen lässt sich vermutlich einfach alles belegen. Disqualifiziert das die Korpora?

2. Das Verfahren der Zusammenrückung soll so funktionieren: Bei einem Satz, zum Beispiel beim imperativen „Vergiss mein nicht!“, werden einfach die Blanks, die Spalten getilgt – schon hat man ein Wort. Allerdings auch eine eigene Wortbildungsart, die Zusammenrückung. Muss das sein? Es muss nicht, denn *Vergissmeinnicht* passt problemlos in die zentralen Wortbildungskategorien. Ich analysiere *Vergissmeinnicht* als Konvertat: Eine Phrase wird zu einem Substantiv so wie ein Infinitivverb (*laufen*) zu einem Substantiv wird (*das Laufen*).

Für die Kenner unter uns: Als Phrasenkompositum, wie in der Forschungsliteratur mitunter vorgeschlagen, sollte man *Vergissmeinnicht* besser auch nicht sehen. Das würde nämlich heißen, dass es nichtbinäre Komposita gibt, dass es kopflose Komposita gibt, dass es Komposita mit Nullrelation gibt (oder von welcher Art sollte die Beziehung zwischen *Vergiss* und *mein* und *nicht* sein?) und dass Komposition eine reine Addition von Wörtern wäre, die sich nicht wesentlich von syntaktischen Strukturen unterscheidet.

In der Forschungsliteratur steht da manchmal: Übergang von der Syntax zum Wort. Aber wo ist da ein Übergang? *Vergissmeinnicht*, *Stelldichein*, *Tunichtgut* sind auf der Stelle keine Sätze mehr – anders als die legendäre *Langeweile*, wo manchmal, eher ungern, eher heute nicht mehr, binnenflektiert wird: *der Langerweile*, *aus Langerweile*. Dagegen geht bei *Vergissmeinnicht* nichts mehr irgendwohin. Alles ist sofort angekommen. Man kann nichts mehr daran ändern, nichts umstellen, nichts binnenflektieren. So wie sich *das Laufen*, *das Stehen*, *das Gehen* wie ein Substantiv benimmt, benimmt sich auch *Vergissmeinnicht* sofort wie ein Substantiv. Warum soll es dann ein marginales Übergangsphänomen sein?

Übrigens: Interessant ist, dass viele Linguisten Phrasen erst gar nicht als Wortbildungseinheiten wahrnehmen möchten, jedenfalls mögen die Zusammenbildungs- und Zusammenrückungshypothetiker offenbar keine Phrasenderivate wie *Appetithemmer* oder Phrasenkonvertate wie *Vergissmeinnicht*. Das nur als Schlaglicht auf das, was wir Linguisten sehen wollen – oder nicht.

3. Die Annahme schließlich, dass es Klammerformen gibt, beruht auf einem Missverständnis der Kompositionsemantik: Es wird angenommen, *Bierdeckel* müsse eigentlich *Bierglasdeckel* heißen, weil hier doch kein Deckel für Bier bezeichnet werden soll, sondern ein Deckel, auf dem ein Bierglas steht. Und *Akutbett*, sagen die Klammerformhypothetiker, ist ja auch kein akutes Bett. Ich hatte dieser Tage eine Anfrage: Der Anfrager empfand *Gesundheitsreform* als schlimme Sprachverhöhnung. Ja, schon in Ordnung: Hier wird nicht die Gesundheit reformiert. Es muss aber trotzdem nicht „richtig“ *Gesundheitswesenreform* heißen.

Denn der Witz der Komposition ist ja, dass Komposita absolut Vages ausdrücken können. Wir wissen immer nur, dass die erste und zweite Einheit irgendetwas miteinander zu tun haben. Heringer (1984) hat das berühmterweise an *Fischfrau* demonstriert: *Fischfrau* bezeichnet unter anderem die Frau eines Fisches, die Frau, die Fisch verkauft, die Frau, die im Sternzeichen Fisch geboren ist, mitunter die Frau, die mir gestern erzählt hat, dass sie niemals Fisch essen würde. Es muss eben gar nicht besonders viel expliziert werden; das macht Komposita so praktisch: Alles, was gesagt werden kann, kann via Kompositum ultrakompakt gesagt werden. Anders wäre es ziemlich umständlich. Ich müsste dann *Akutfallbett* sagen oder genauer: *Akutfallkrankenhausbett* oder *Akutfallgemeinschaftspraxisbett* oder noch genauer: *Akutfallgemeinschaftspraxispatientenbett*, denn es ist ja für den Patienten, nicht für die Krankenschwester bestimmt. Und ich dürfte eigentlich auch nicht *Rotbuche* sagen, sondern müsste *Rotlaubbuche* sagen, weil ja nicht die ganze Buche rot ist. Oder *Rotblattbuche*? Und ich sollte dann vielleicht auch nicht *Hutschachtel* sagen, sondern *Hut Aufbewahrungsschachtel*. Gottlob muss ich das nicht: Weil Komposita verlangen dürfen, dass man ein bisschen Weltwissen mitbringt. Und dann liegt es auch oft an der mangelnden Phantasie des Interpreten. Kann ein Bierdeckel nicht als Deckel gelesen werden, auf dem runtertropfendes Bier aufgefangen wird? Also als ein Deckel gegen Bier, so wie ein Fiebermedikament ein Medikament gegen Fieber ist? *Bierdeckel* ist aus dieser Sicht etwas, das wie ein ganz normales, ein regelmäßiges Kompositum aussieht – warum sollte es dann keins sein?

Es gibt demnach Phänomene, die als marginal rausanalysiert worden sind aus der Mitte der Wortbildung. Irgendwann muss mal jemand diese Phänomene auffällig genug gefunden haben, einen eigenen Topf dafür zu töpfen. Ist da was dran? Muss ich das beachten? Und wie soll man mit sowas umgehen? Wie systematisiert man sowas idealerweise?

Ich schwenke noch mal in die Naturwissenschaft: „Die biologische Systematik“, schreibt Bryson (2004, S. 456 f.), „wird manchmal als Wissenschaft, manchmal als Kunst bezeichnet, aber in Wirklichkeit ist sie ein Schlachtfeld. Ein gutes Beispiel ist die Kategorie der Stämme, jener Gruppen, die den verschiedenen Grundbauplänen aller Lebewesen entsprechen. Die meisten Biologen nennen eine Gesamtzahl von 30, einige verlegen sie aber auch in den Bereich knapp über 20; andererseits geht Edward O. Wilson von ansehnlichen 89 Stämmen aus. Es hängt davon ab, wo man Grenzen zieht, ob man in einen Topf wirft oder splittet.“

Ich bin eher minimalistisch und liebe es aufgeräumt. Zwei Töpfe auf dem Herd reichen mir völlig, auch für größere Menüs. Je mehr Töpfe man hat, desto unübersichtlicher, je mehr Grenzen man zieht, desto schleppender geht es mit der Zuordnung voran. Das ist ein elementares Problem von Marginalität. Ich illustriere das an den Affixoiden:

Einheiten wie *Werk* in *Astwerk* machen allen Systematisierern Schwierigkeiten, weil sie einerseits irgendwie Wortstatus haben, andererseits irgendwie Affixstatus. Ihre Bedeutung ist stark ausgeprägt; das haben sie mit den Wörtern gemeinsam. Sie kommen aber nur gebunden an Wörter wie *Astwerk*, *Blattwerk*, *Buschwerk*, *Laubwerk* vor; das haben sie mit den Affixen gemeinsam. Affixe sind per definitionem gebundene Einheiten, zum Beispiel *-heit*, *-ig* und *miss-*. Zur Lösung dieses Problems soll nun die Übergangs-, die Zwitterkategorie Affixoid alle Einheiten aufnehmen, die man nicht den Wörtern, aber auch nicht den Affixen zuordnen mag.

Zusätzliche Kategorien zu schaffen, schafft aber mitunter zusätzliche Probleme: Wie Schmidt (1987, S. 100) resümiert: „Zwar gibt es die Möglichkeit, der Entscheidung für die eine oder andere der vorhandenen Kategorien auszuweichen, doch bringt das keine Lösung, sondern nur einen Aufschub“. Mit einer dritten, der Übergangskategorie Affixoid ist entscheidungstechnisch nichts gewonnen: Man muss sich nun zwischen drei statt zwei Möglichkeiten, zwischen drei statt zwei Töpfen entscheiden, und es gibt zwei Grenzen statt einer. „Wir kämen“, schreibt Schmidt (ebd.), „gleichsam von einem Regen in zwei Traufen“. Da entscheide ich mich doch lieber: Reicht meine Phantasie, um mir *Werk* gegenwartssprachlich als frei vorkommendes Wort vorzustellen, ist es eben ein Wort. Will ich *Werk* in *Astwerk* nicht als frei vorkommend akzeptieren, ist es eben ein Affix zur Bildung von Kollektiva, genauso wie *-heit* und *-schaft* kollektiva-bildende Affixe sind (*Menschheit*, *Anwaltschaft*). Weder Komposita aus

Wörtern noch Kollektiva aber sind marginal. Da hätte ich also auch das marginale Affixoid flugs wieder in die Mitte hineindefiniert.

Kann man auf diese Weise mit allem Randständigen verfahren? Schauen wir uns doch noch ein paar andere allenthalben als marginal eingeschätzte Phänomene an. Zum Beispiel die implizite Derivation. Hier geht es um Ablautung, und zwar ohne Wortartwechsel: Aus *trinken* wird *tränken*, aus *sinken* wird *senken*, aus *sitzen* wird *setzen*, aus *liegen* wird *legen*. Mit diesen Verben erschöpft sich aber auch schon: Die implizite Derivation ist ein Randphänomen geblieben. Wie Eschenlohr (1999) betont: Auch in der Vergangenheit war sie nie vital.

Kann man herausfinden, warum es überhaupt zu dieser ja durchaus interessanten, aber doch irgendwie sperrigen Wortbildungsart gekommen ist? Direkte Einflüsse aus anderen Sprachen sind mir nicht bekannt. Kann man herausfinden, warum das Modell nie so richtig genutzt worden ist? Man könnte doch, wenn man wollte, alle Kausativa so bilden: Der kleine Nils liegt in seinem Bettchen, weil seine Mutter ihn hinein gelegt hat; da könnte sich doch die Rose biegen, weil der Wind sie begt. Das Schiff sinkt, weil jemand es versenkt hat; und ich könnte hinken, weil jemand mich gehenkt hat ... Ist das der gut aussehende Grund für die Invitalität des Modells?

Das Invitale, das Unfruchtbare in der Wortbildung – die unikalen Einheiten zum Beispiel: Es gab Wörter wie *lind* ‚Schlange‘, die es heute nicht mehr gibt, nur unikal, vereinzelt festgefroren in Komposita wie *Lindwurm*. So auch *Himbeere*, *Brombeere*, *Nachtigall*, *Bräutigam*. Es gab Verbstämme wie *leu* ‚abschneiden‘ oder *genann* ‚anfangen‘, die heute nur noch festgefroren vorkommen in expliziten Derivaten wie *verlieren* oder *beginnen*. So auch *gezzan* ‚erlangen‘ (heute noch engl. *to get*) in *vergessen*. Man könnte diese rund 50 verbliebenen Einheiten wieder beleben, auch ohne Kenntnis von deren Bedeutung, deren Gebrauch zu haben: Dass *gall* mit *gellen* zu tun hat und ‚singen‘ bedeutet hat, weiß zwar nur noch der Sprachhistoriker; aber jeder Gegenwartssprecherschreiber weiß natürlich, dass eine Nachtigall ein Vogel ist, der nachts singt, und könnte etwa *Tagigall* bilden, zum Beispiel. Wirklich lebendig ist sowas aber nicht.

Und dann gibt es Randphänomene, die ihrer beschränkten Nutzbarkeit wegen randständig sind. Zum Beispiel die Buchstaben-Komposita: Buchstaben in Komposita sind vom Muster her vor allem auf zwei Funktionen beschränkt. Erstens haben Buchstaben

eine anschaulich ikonische Funktion: Ein T-Träger hat die Gestalt eines T. Zweitens stehen sie für eine Rangfolge: Die A-Klasse ist ganz weit vorn, das B-Movie ist zweitklassig. Ausschließlich hierarchisierende Funktion haben griechische Buchstaben: das Alpha-Männchen in der Beta-Version. Zudem sind Komposita mit Buchstaben eingeschränkt aufgrund ihrer geringen Zahl. Andere Sprachen haben es da auch nur minimal besser – selbst das Armenische mit seinen 39 Buchstaben (von denen zwei interessanterweise durch die armenische Rechtschreibreform 1922-1924 neu kreiert worden sind).

Etwas ist also marginal, weil es nur eingeschränkt genutzt wird (die Buchstaben-Komposition), weil es nicht mehr genutzt wird (die unikalen Einheiten), weil es noch nie genutzt wurde (die implizite Derivation). Ja, dann aber natürlich wieder: Wie eingeschränkt muss etwas sein, damit wir es zu Recht an den Rand stellen? Man hätte ja gerne mal handfeste Kriterien.

Noch ein Fall: Die in den letzten Jahren entdeckten Konfixe. Typische Konfixe sind *ident-* und *therm-*. Konfixe sind keine Wörter, keine freien Einheiten, sie kommen nur gebunden vor. Sie sind aber auch keine Affixe, denn Affixe können nicht mit anderen Affixen kombiniert werden: Es gibt kein *Ver-ität* oder *un-isch*, aber es gibt *Identität* und *thermisch*.

Die Konfixe – die meisten sind klassischer, eurolateinischer Herkunft: *ident-* in *Identität*, *fanat-* in *Fanatismus*, *therm-* in *Thermik*, *bio-* in *Biologie*. Aber längst bildet sich ein neuer Typ heraus: das aus modernen Sprachen entlehnte Konfix, mit dem sich zum Beispiel Michel (2006) beschäftigt. Gemeint ist sowas wie *-minator*, *-tainment* oder *-gate*: der „Torminator Bata Jovic“, der „Sparminator Eichel“, das „Jazzotainment“, das „Wintertainment“ in den Schweizer Bergen, das „fußballerische Blattergate“ und das „blutige Erfurtgate“. Ist diese Art Konfix marginal? Es entfaltet sich hier ja offenbar erst etwas. Und bewegt sich vom Marginalen zum Zentralen?

Auch in den Konfixtopf wird Einheimisches gesteckt: Fleischer (1996) hat auf das nur gebunden vorkommende *stief-* in *Stiefmutter* und *stieflich* hingewiesen. Die Zahl solcher Einheiten ist extrem klein; Fleischer nennt noch das artverwandte *schwieger-* und *zimper-* in *zimperlich* und *Zimperliese*. Da hätten wir was sehr Marginales. Oder soll man das einheimische Konfix entmarginalisieren, indem man zum Beispiel auch *Papst* in *Literaturpapst* oder *Telefon* in *Sorgentelefon* zu den Konfixen steckt? Solche Einheiten, habe ich sagen hören, kämen schließlich ebenfalls nur gebunden

vor, nur in bestimmten Komposita und dort auch nicht mehr im „eigentlichen“, im „freien“ Sinne. Der Literaturpapst sei ja schließlich kein Papst.

Die unfreie, uneigentliche Bedeutung begegnet öfter als Definitionskriterium für Konfixe. Mir sträubt sich dabei das Fell: Gibt es denn nackte Wörter mit eigentlicher Bedeutung, denen in manchen Kontexten uneigentliche Bedeutungsmäntelchen übergeworfen werden? Oder ist es nicht vielmehr so, wie René Schumacher in seinem schönen Buch über Metaphern (1997, S. 100) schreibt: Dass ein Wort „nicht einfach eine Bedeutung ‚hat‘, es ‚hat‘ auch nicht mehrere Bedeutungen, ein Wort bedeutet. Wenn ein Wort bedeutet, dann bedeutet es Inhalten, sich im Aussagezusammenhang einzustellen. Bedeuten ist die Funktion der Wortkörper, Inhalte herbeizurufen; bedeuten ist eine Winkfunktion, ein Appell“. Das heißt, „dass ‚es‘ Wörter nicht einfach ‚gibt‘, sondern dass sie verwendet werden. Und dann werden Wörter immer im Zusammenhang verwendet. Ein wirklich einzelnes Wort, ‚a completely isolated word‘ – ein solches Wort wäre nicht Element eines Sprachsystems“ (ebd.). Bedeutungen ergeben sich also aus der Verwendung, aus dem Gebrauch. Sie sind, sagt Heringer (2004, S. 36) „lange Geschichten. Denn der Gebrauch eines Wortes in der Sprache ist eine sehr lange Geschichte“. Ob Wörter in syntaktischen Kontexten gebraucht werden oder in wortbildnerischen, etwa im Kontext bestimmter Kompositapartner, spielt dabei keine Rolle. Kontext ist Kontext. *Papst* den Konfixen zuzuordnen, ist also alles andere als nötig.

Ich versuche zwei Fazits: Erstens beachten wir die Kategorien, die wir kennen, die uns vermittelt werden, die wir vor- oder die wir erfinden. Wir haben keinen freien Blick auf unsern Forschungsgegenstand. Insofern ist dieses chaotische, aufmischende Hin- und Hergeschiebe von Phänomenen zwischen den Kategorien, zwischen den Töpfen anregend. „Die wissenschaftliche Methode besteht ja gerade in diesem Hin und Her des Anpassungsverfahrens (vergleichbar mit der Art, wie ein Zimmermann eine Tür einhängt) und nicht in dem Unsinn, den Lehrbücher über exakte wissenschaftliche Deduktion zu verbreiten pflegen“ (Calvin 2000, S. 21). Es macht intellektuell Spaß, und vor allem lässt es uns die Mitte immer mal wieder neu überdenken.

Zweitens und zuletzt rede ich mich derzeit gerne mit Wittgenstein raus. Der hat aufgeschrieben: „Ist eine unscharfe Fotografie überhaupt ein Bild eines Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?“ (Wittgenstein 2001, S. 615)

Anmerkungen

* Der Text ist die schriftliche Fassung eines Vortrags, gehalten am 7.12.2006 in der IDS-Gesprächsrunde im IDS. Die mündliche Diktion wurde weitgehend beibehalten.

¹ publiziert unter Leser, Martin (1990).

Literatur

- Bryson, Bill (2004): Eine kurze Geschichte von fast allem. Aus dem Englischen von Sebastian Vogel. München: Goldmann.
- Calvin, William H. (2000): Der Strom, der bergauf fließt – Eine Reise durch die Evolution. Aus dem Amerikanischen von Friedrich Giese. München: Hanser.
- Eschenlohr, Stefanie (1999): Vom Nomen zum Verb: Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen. Hildesheim / Zürich / New York: Olms. (= Germanistische Linguistik Monographien 3)
- Fleischer, Wolfgang (1995): Konfixe. In: Pohl, Inge / Horst Ehrhardt (Hgg.): Wort und Wortschatz. Beiträge zur Lexikologie. Tübingen: Niemeyer, S. 61-68.
- Heringer, Hans Jürgen (1980): Normen? Ja – aber meine. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Hg.): Der öffentliche Sprachgebrauch, Bd.1. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 58-72.
- Heringer, Hans Jürgen (1984): Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. In: Deutsche Sprache 12, S. 1-13.
- Heringer, Hans Jürgen (2004): Interkulturelle Kommunikation – Grundlagen und Konzepte. Tübingen / Basel: Francke. (= UTB 2550)
- Lawrenz, Birgit (1996): Der Zwischen-den-Mahlzeiten-Imbiß und der Herren-der-Welt-Größenwahn. Aspekte der Struktur und Bildungsweise von Phrasenkomposita im Deutschen. In: ZGL 24, S. 1-15.
- Lee, Chang-Rae (2006): Turbulenzen. Roman. Übersetzt von Christa Schuenke. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Leser, Martin (1990): Das Problem der ‚Zusammenbildungen‘. Eine lexikalistische Studie. Trier: Wissenschaftlicher Verlag. (= Fokus 3)
- Meibauer, Jörg (2003): Phrasenkomposita zwischen Wortsyntax und Lexikon. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 22, S. 153-188.
- Michel, Sascha (2006): Vom Terminator zum TORminator. Die Wortbildungseinheit *-minator*: Strukturelle und pragmatische Analysen. [Manuskript]
- Plank, Frans (1981): Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie. Tübingen: Narr. (= Studien zur deutschen Grammatik 13).
- Schmidt, Günter Dietrich (1987): Das Affixoid. Zur Notwendigkeit und Brauchbarkeit eines beliebten Zwischenbegriffes der Wortbildung. In: Hoppe, Gabriele/ Alan Kirkness/ Elisabeth Link/ Isolde Nortmeyer/ Wolfgang Rettig/ Günter Dietrich Schmidt: Deutsche Lehnwort-

- bildung. Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen. Tübingen: Narr. (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim 64), S. 53-101.
- Schumacher, René (1997): Metapher – Erfassen und Verstehen frischer Metaphern. Tübingen / Basel: Francke. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 75)
- Steyer, Kathrin (2003): Korpus, Statistik, Kookkurrenz. Lässt sich Idiomatisches „berechnen“? In: Burger, Harald/ Annelies Häcki Buhofer/ Gertrud Gréciano (Hgg.): Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen. Hohengehren: Schneider. (= Phraseologie und Parömiologie 14), S. 33-46.
- Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen. Krit. Ed. Hrsg. von Joachim Schulte et al. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.